

HERDER-KORRESPONDENZ

Fünftes Heft - 3. Jahrgang - Februar 1949

Viele Menschen brauchen sehr lange, bis sie das Unwiderrufliche erkennen und brauchen dann noch einmal sehr lange, bis sie erkennen, daß sie danach handeln müssen, und brauchen, zum drittenmal, sehr lange, bis sie danach handeln. Und auch dieses ginge niemals ohne die Hilfe der Gnade.

Theodor Haacker

Deutsche Meldungen

Neue Wege der Diaspora-Mission

Junge Missionäre haben im Jahre 1948 versucht, Mittel und Wege zu finden, an die verlassenen Katholiken heranzukommen, zunächst in der schwäbischen Diaspora, dann ausholender im Coburger Land (Nordbayern). Dort wurden 144 Ortschaften mit 15 000 Katholiken unter 100 000 Protestanten in einem Gebiet von 1300 qkm (40 km Durchmesser), das einen Pfarrsprengel ausmacht, in einem Zeitraum von 5 Wochen mit 42 Missionen bedacht. Acht Patres waren dabei tätig. Auf Bezirke mit weniger als 150 Katholiken traf eine halbe, auf Bezirke mit größerer Seelenzahl eine ganze Woche (die Stadt Coburg mit 7000 Katholiken hatte eine eigene vierzehntägige Mission). Jeder Pater missionierte einen zusammenhängenden Bereich. Er wohnte und aß bei den Flüchtlingen, ging in den Hausbesuchen allen nach, sah ihre Elendswohnungen, ihre Versklavung an die Einheimischen, ihren Hunger nach Brot, nach Verdienst, nach Heimat, ihren Unglauben an Menschen und Zukunft, ihre Verbitterung und Verzweiflung. Er predigte, zelebrierte und spendete die Sakramente in den Tanzsälen der Gasthäuser (Kirchen standen nirgends zur Verfügung). Honorar beanspruchte er keines, weder vom Pfarramt noch von den Flüchtlingen; diese hatten lediglich die Saalmiete (durchschnittlich 10—20 DM) zu begleichen, die durch eine Sammlung am Schluß der Mission gedeckt werden konnte.

Und der pastorale Erfolg? Die Teilnahme am Sakramentenempfang war nach den Ortschaften sehr verschieden. Es gab Bezirke, die sich bis zu 90 Prozent beteiligten und solche (zumal wenn der Missionsort weiter entfernt lag) mit 40 oder auch nur 30 Prozent.

Wie sich aus der Aussprache in den Häusern ergab, hatte der weitaus größere Teil seit Jahren nicht mehr gebeichtet. Daß sich durchschnittlich über die Hälfte stellte, ist viel (Zahlen besagen nicht alles!), wenn man bedenkt, daß diese Leute durch das jahrelange furchtbare Erleben seelisch wie gelähmt sind und durch den Mangel an religiöser Betreuung (keine Kirche, selten hl. Messe, kaum je Sakramente, kein katholisches Erlebnis, bei der Eimpferchung kein geordnetes christliches Familienleben, kein religiöses Schrifttum und Brauchtum) sowie durch die Abhängigkeit von den andersgläubigen Wirtsleuten,

durch die säkularisierte Atmosphäre ringsum, durch die religiöse Vereinsamung in eine verhängnisvolle Gleichgültigkeit hinabsinken. Zudem war durch den erfolgten Geldsturz die Stimmung auf dem Nullpunkt angelangt.

Aus den Erfahrungen dieser Mission hat der Provinzial der Redemptoristen und Vorsitzende der Missionskonferenz, P. Simon Scherzl CSSR, die folgenden Forderungen für die Methode der Missionierung abgeleitet:

1. Die Mission muß zu den Leuten kommen

Sie muß in ihre entlegenen Ortschaften hinausgetragen werden. Man darf die Veranstaltung nicht zentralisieren. Wir haben immer wieder gefunden, daß ein zu ausgedehnter Missionsbezirk den Ertrag wesentlich mindert. Man darf sich darum nicht abschrecken lassen, wenn nur kleine Missionsgemeinden zustande kommen. Sie nehmen viel Zeit und Kraft weg. Aber Seelsorge kann nicht im Stil der Massenproduktion angepackt werden, in der Diaspora schon gar nicht. Je mehr Dörfer zu Missionsstationen gemacht werden, desto besser! Lieber bloß wenige Tage an einem Ort wirken, als die Leute eine ganze Woche lang an den Nachbarort rufen! Sie kommen sonst nur sehr lückenhaft! Es hat keinen Sinn, sich über ihre „Bequemlichkeit“ aufzuhalten. Entwurzelten Menschen darf man nicht zumuten, was man von gesicherten ohne weiteres verlangen kann. Es gilt ja doch in erster Linie, sie wieder anzusprechen und irgendwie hungrig zu machen. Einmal gestillt und beglückt, holen sie sich das Brot der Gnade eher in der Ferne.

2. Der Missionär muß den Leuten gehören

Er darf nicht bloß für eine Gottesdienststunde bei ihnen „anknattern“ und dann wieder verschwinden. Er muß bei ihnen bleiben, muß sie in ihren „Wohnungen“ besuchen, muß ihnen auf der Straße begegnen, mit ihnen reden im persönlichen Gespräch, sich mit ihnen zu Tische setzen und ihre Mahlzeiten teilen, muß arm mit den Armen leben, muß allen alles werden. Wenn dann die Leute merken: der Missionär hat Zeit für uns, nimmt sich um uns an, versteht unsere Lage, bringt uns ehrliche Liebe entgegen, tauen sie auf. Dann darf er auch in der Predigt sehr ernst und eindringlich werden: sie nehmen alles von ihm an, weil sie an seine Ehrlichkeit glauben. Darum muß der Missionär grundsätzlich am Ort wohnen. Und wenn

er noch so dürftig untergebracht ist: er braucht ja nur eine Schlafstätte. Tagsüber ist er ohnehin dauernd unterwegs oder in seiner „Kirche“. Noch überall haben die Flüchtlinge ein Eckchen für ihren Missionär gefunden, vielfach sogar ein Zimmer bei andersgläubigen Gastgebern. Und wenn es gar nicht anders ging, mußte eben ein Gasthaus herhalten.

3. Der Missionär muß „katholische Heimat“ bringen

Am Ort wird ein Saal gemietet und zur Kirche gestaltet. Dieser Raum steht für die Dauer der Mission ganz den Katholiken zur Verfügung; sie können sich denselben in ihrem Sinn gestalten; hier haben sie katholisches Heimatrecht; hier dürfen sie sich einmal ungeschminkt katholisch geben. Den Raum beherrscht ein Altar, der so festlich wie möglich zu gestalten ist: Blumen, Bilder Kerzen, weißes Linnen, Teppiche... Inmitten dieser ärmlichen Herrlichkeit thront Christus selber: Von der Feier der ersten hl. Messe an bewahren wir das Allerheiligste in dieser „Kirche“ auf. Nur während der Nacht nimmt es der Missionär mit in sein Quartier. Im eucharistischen Gottmenschen hat die Gemeinde den Mittelpunkt, den sie so lange entbehren mußte. ... Es ist alles ganz anders wie in den kalten protestantischen Kirchen; es ist heimeliger; trotz der sonstigen profanen Verschwendung ist der Raum Kirche geworden, katholischer Boden, in dem man wieder Wurzel schlägt.

4. Der Missionär muß katholische Gemeinde bauen

Tagelang geht er von Haus zu Haus. An Hand der Kartei sucht er alle Familien auf und lädt sie zur Mission. Die Aufnahme ist naturgemäß sehr verschieden; ... grobe Ablehnung kommt kaum einmal vor. Zum Abschied gibt der Missionär seinen priesterlichen Segen und reicht allen die Hand: „Auf Wiedersehen heute abend!“ So mühsam diese Hausbesuche sind, so wichtig bleiben sie: der Missionsgedanke wird dadurch priesterlich und persönlich an alle herangetragen; der Kontakt mit der Gemeinde wächst.

Die Schar, die sich zum abendlichen Missionsgottesdienst einfindet, wird täglich größer, man lernt sich immer besser kennen: staunend sehen die Jugendlichen, wieviele ihrer eigentlich wären, und so bei allen Ständen. Bisher in der Kirche unbekannte Gesichter werden einander vertraut, die Teilnahme am Gottesdienst wird Bekenntnis zu Christus, zur Kirche, zur Gemeinde. Der Gottesdienst wird wärmer, das Gebet inniger, der Gesang kräftiger. Die Einzelnen wachsen zusammen... Es wird katholische Gemeinde.

5. Der Missionär muß die Gemeinde auf den Seelsorger ausrichten

Die außerordentliche Seelsorge steht im Dienste der ordentlichen. Den Primat der letzteren wird der Missionär niemals antasten; vielmehr wird er sich in allem als Wegbereiter dessen fühlen, der vor ihm da war und nach ihm in seine Spuren tritt. Die lebendige Pfarrgemeinde bleibt der Diasporamission noch viel mehr aufgegeben als der Volksmission in katholischen Gegenden. Was unter solchen Umständen nicht in der ordentlichen Seelsorge verankert wird, kann nie Bestand haben, geschweige denn zur Entwicklung und zur Blüte gelangen. Von diesem Standpunkt muß man fordern, daß der Missionär die neu geformte Gemeinde mit großer Eindringlichkeit auf die zugehörige Seelsorgstation verweist. Ist

diese zu ablegen, so empfiehlt es sich, die improvisierte Missionsstation vorübergehend zu einer Seelsorgstation zu erheben. Zum mindesten wird der Seelsorger die missionierte Gemeinde, wenn sie ihr religiöses Bedürfnis erfahrungsgemäß nur in wenigen Vertretern auswärts befriedigt, einmal im Monat — und sei es an einem Werktagabend — aufsuchen, um sie durch Gottesdienst, Predigt und Sakramentenempfang lebendig zu erhalten. Die „fliegende Mission“ muß, solange nicht genügend Priester zur Verfügung stehen, von der „fliegenden Seelsorge“ abgelöst werden. Lieber in jedem Dorf nur selten eine Auffrischung, als in wenigen Orten täglich oder sonntäglich, während andere, deren Bewohner nun einmal nicht zur fernegelegenen Station zu führen sind, leer ausgehen.

Im übrigen wären an den Sonntagen, die durch keinen priesterlichen Gottesdienst ausgezeichnet sind, wohl Laiengottesdienste am Platz, wie sie noch in jeder Priesternot gepflegt wurden. Bewährte Helfer müßten daraufhin geschult und die Gläubigen dafür gewonnen werden.

6. Der Missionär darf die Gemeinde nicht auf immer verlassen

Die unzulänglichen Seelsorgsverhältnisse fordern unbedingt seine Wiederkehr und das nicht bloß einmal, sondern auch ein zweites und drittes Mal. Wenn schon der Seelsorger in katholischen Gegenden auf die Nachmission nicht verzichten will, wie könnte es der Diasporaseelsorger inmitten all der Schwierigkeiten?

Ob sich für die Diasporamission seitens der Missionsorden nicht so etwas wie Patenschaften empfehlen, Patenschaften im urkirchlichen Sinn: Mitverantwortung neben dem Pastor natus für die Erstarkung des Glaubenslebens? Wenn Deutschland schon „Missionsland“ geworden ist, müssen auch Missionsmethoden entwickelt werden, wie sie die Verhältnisse fordern. Eine davon dürfte die bleibende Verbindung mit den Missionsstationen sein.

Um die fortgesetzte Betreuung zu erleichtern und sinnvoll zu gestalten, müßte die Erschließung der weiten Gebiete planmäßig erfolgen. Ein willkürliches Vorgehen schafft Zersplitterung und führt zur Vergeudung der ohnehin zu geringen Kräfte. Nur die großzügige, einheitliche und zusammenhängende Missionierung kann zum Ziele führen. Voraussetzung ist, daß sich alle Orden daran beteiligen und den einzelnen Genossenschaften größere Missionsbezirke (etwa jeweils ein Dekanat) überwiesen werden. Die Verteilung müßte im Einvernehmen mit den höheren Oberen durch den Ordinarius loci geschehen. Die Fuldaer Bischofskonferenz und die Vereinigung deutscher Ordensobern, der in Hinsicht auf die apostolische Betätigung noch eine eigne Missionskonferenz (Vereinigung aller missionierenden Orden und Institute) zur Seite geht, bieten Möglichkeiten genug zu einer überschauenden, alle Diözesen gleichmäßig erfassenden Regelung.

Statistik
der
katholischen Kirche
in der Ostzone

Der Bonifatiusverein Paderborn gibt folgenden Überblick über die Lage der katholischen Kirche in der russischen Besatzungszone Deutschlands (die eingeklammerten Zahlen geben den früheren Stand an):

A. Zahl der Katholiken 2 865 011 (1 083 437)

B. Zahl der Seelsorgstellen 967 (317)

- C. Zahl der Notgottesdienststationen 2392 (317)
 D. Zahl der Seelsorggeistlichen 1564 (987).

Für den Kommissariatsbezirk Erfurt ergibt sich:

- A. Zahl der Katholiken 428 078 (132 777)
 B. Zahl der Seelsorgstellen 214 (127)
 C. Zahl der Seelsorggeistlichen 285 (173).

Um eine einigermaßen geordnete Seelsorge zu ermöglichen, müßten in der sowjetischen Zone mindestens noch 197 Priester eingesetzt werden. Allein der Kommissariatsbezirk Erfurt fordert noch 42 Seelsorgegeistliche. Insgesamt arbeiten in Thüringen neben den Priestern 160 Diasporahelferinnen und Laienkatecheten. Das bedeutet gegenüber dem Stand von 1946 ein Plus von zirka 70 Laienkräften. Der Unterhalt für diese Laienkräfte ist durch die Währungsreform außerordentlich bedroht. Der Schutzengelverein, der in der westlichen und östlichen Diaspora 673 Helferinnen einsetzen konnte, ist nicht mehr in der Lage, den für diesen Zweck notwendigen Zuschuß von 50 000 DM monatlich aufzubringen (für die in den Westzonen eingesetzten Laienhelferinnen ist ein Zuschuß von 28 000 DM notwendig). In diesem Betrag sind die Unkosten für die Miete der Unterrichtsräume, Fahrgeld der Kinder usw. nicht eingerechnet.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus Süd- und Westeuropa

Über die Bedeutung des Heiligen Jahres Bei der Gründung des Zentralkomitees für das Heilige Jahr in Rom hat der Präsident desselben, Msgr. Valerio Valeri, eine Ansprache vor den im Vatikan versammelten Mitgliedern gehalten, in der er Wesen und Bedeutung des Heiligen Jahres in unserer Zeit umriß und einen Überblick über die Vorbereitungen gab, die für die feierliche Begehung dieses Ereignisses bereits im Gang sind.

„Wenn zu jeder Zeit, so sagte er, die feierliche Erschließung der Quellen der Gnade und der himmlischen Gaben eine Sache ist, die das Leben der Einzelnen und der Gesellschaften tief berührt, so scheint es, daß eine solche Tatsache in dem bitteren Augenblick, den wir durchmachen, eine noch viel größere Bedeutung und Tragweite annimmt. Gewiß, jedes Jubeljahr hatte eine heilsame Wiedererweckung des Glaubens, einen Aufschwung der Seelen zu einem höheren Grad von Frömmigkeit und Heiligkeit und damit zugleich eine christliche Erneuerung der Gesellschaft selber zum Ziel. Aber man darf sich wohl fragen, ob das kostbare Erbe der religiösen und sittlichen Überzeugungen, seitdem die Frohe Botschaft der ganzen Welt verkündigt worden ist, je so bedroht gewesen ist wie heute. Nie ist die Welt auch so sehr wie in unsern Tagen von Haß und Eifersucht zerrissen gewesen. So soll denn das Heilige Jahr, indem es die Menschen einlädt, in sich selbst Einkehr zu halten, über die ewigen Werte des Lebens nachzusinnen, die Flüchtigkeit der irdischen Dinge zu bedenken, mächtige Strömungen individueller und sozialer Umwandlung auslösen...“

Man muß aber andererseits auch in Betracht ziehen, daß sich heute vielleicht mehr als in der Vergangenheit, gerade weil die Völker in so tiefgehendem Gegensatz zueinander stehen, das Bedürfnis lebhaft und dringend

fühlbar macht, sich einer universaleren Gesellschaftsform zuzuwenden. Das beweisen ganz deutlich die verschiedenen internationalen Organismen, die entstanden oder im Entstehen begriffen sind, und ebenso beweisen es die Kongresse, die stattfinden, um gewisse Teile der Welt zu einigen. Eine erhabene Sehnsucht, die ihre Magna Charta nur im Evangelium finden kann!

Inzwischen kann das Heilige Jahr gleichsam eine Präfiguration und eine Hoffnung derselben bilden. Es wird auf jede Weise zur Darstellung bringen, wie wohlthätig, heilsam und kulturfördernd das Werk der Kirche ist, dieser liebenden Mutter, die sich über alle Menschen neigt ohne Unterschied der Herkunft, der Farbe oder der Rasse...

Bis nun die verschiedenen Nationalkomitees geschaffen sind, hat das Zentralkomitee schon einmal verschiedene Kommissionen für praktische Arbeiten auf den einzelnen Gebieten eingesetzt. Die erste betrifft die geistige Vorbereitung. Ihre Aufgabe ist es, die das Heilige Jahr beherrschende religiöse Idee durch Predigt, Presse, Bußzeremonien und Publikationen zu verbreiten. Ihr Vorsitzender ist Msgr. Ottaviani, Assessor des Hl. Offiziums. Eine zweite Kommission, für die Kirchenmusik, soll sich mit der Vorbereitung der liturgischen Gesänge beschäftigen und Konzerte mit klassischer religiöser Musik organisieren. Ihren Vorsitz führt Msgr. Anglès Pamies, Präsident des Päpstlichen Instituts für Kirchenmusik.

Für das Heilige Jahr sind auch zahlreiche Tagungen für Kleriker und Laien vorgesehen...“

Der Papst lobt die Traditionen des englischen Parlamentarismus

Pius XII. empfing am 11. Januar 1949 eine vom britischen Gesandten beim Heiligen Stuhl geführte Delegation des englischen Parlamentes, die sich gegenwärtig zu Studienzwecken in Rom aufhält, und hielt bei dieser Gelegenheit in englischer Sprache eine Ansprache, die ein beachtliches Lob des britischen Parlamentarismus enthielt. Nach dem Willkommgruß sagte Seine Heiligkeit:

„Wir sind erfreut, daß Ihre Delegation aus Vertretern der verschiedenen Parteien zusammengesetzt ist. Dies zeigt, daß Sie bereit sind, von den andern zu lernen und die gemachten Erfahrungen gegenseitig auszutauschen. Sie haben sicher verstanden, daß die Zeit vergangen ist, in der Individuen, Organisationen und Nationen in vollkommener Isolierung leben konnten. Das gegenseitige Kennenlernen und Verstehen sind die Hauptbedingungen zur Niederwerfung trennender Schranken und zur Ausschaltung von Vorurteilen, welche Völker trennen und Spannungen verursachen. In den edlen Traditionen des parlamentarischen Systems, das sich Jahrhunderte hindurch in England bewährt hat, nimmt dieser Ideenaustausch zusammen mit der Redefreiheit einen ersten Platz ein. Wenn diese Freiheit in einer Atmosphäre gegenseitigen Verständnisses, gepaart mit der geziemenden Achtung von Recht und Freiheit und unter der Führung eines gerechten Richters geübt wird, dann kann der daraus entstehende Nutzen für die Nation nicht unterschätzt werden. Möge Ihr Besuch einen Schritt vorwärts bedeuten in der Annäherung der Nationen im Geiste der Wahrhaftigkeit und des Verständnisses und in Ihnen die Überzeugung stärken, daß unter den Menschen, die Gott als ihren Vater anerkennen, eine weite Grundlage für Einheit und Harmonie vorhanden ist.“